



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Franke, Clemens: Mont St. Michel und der Michaeliskultus : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

manche andre Partien der Dichtung werden sicherlich deren Ruhm bewahren, wenn die Kalevala als Ganzes auch nicht den übertriebenen Lobeserhebungen entspricht, mit denen man sie einst überhäufte.

Wenn Lönnrot auch, wie nun erwiesen ist, mit der Kalevaladichtung sein Volk mystifiziert hat, so hat er sich andererseits durch dieses Werk um seine Stammesgenossen unsterbliche Verdienste erworben; denn durch ihn wurde das finnische Volk seiner Nationalität wieder bewußt; durch ihn wurde es zur Pflege der Muttersprache und der altfinnischen Poesie veranlaßt, und durch ihn erst erhielt die finnische Poesie ihren berechtigten und bedeutsamen Platz in der Weltliteratur.



Mont St. Michel und der Michaelskultus

(Schluß)



In das neunte bis elfte Jahrhundert fällt die große Ausdehnung der religiösen Orden. Auf die Erschließung der von ihnen besetzten Gebiete für die Kultur bedacht, hatten sie zuviel mit diesen praktischen Fragen zu thun, als daß sie prächtige Klöster und Kirchen hätten gründen können. Ihre Arbeit und die sich mehrenden Schenkungen von Fürsten, die ihren heilsamen Einfluß ausdehnen wollten, erhöhten ihren Reichtum. Er wuchs in der Zeit der Kreuzzüge, und die häufige Berührung mit den künstlerisch höher stehenden Gebieten des Orients machte, daß die reichern Mittel für reichere Ausschmückung verwandt wurden. Die Benediktiner verbanden das Nützliche mit dem Schönen. „Ihre Bauten, sagt Viollet Le Duc, waren dauerhaft, dem Zweck wohl angepasst und trotzdem voll Anmut, und fern davon, ihnen einen abstoßenden Anblick zu geben oder sie mit falschen Ornamenten und trügerischen Dekorationen zu überladen, wirkten sie derart, daß ihre Schulen, Klöster und Kirchen künstlerische Erinnerungen hinterließen, die im Geiste der Bevölkerung Frucht bringen mußten — sie wußten, daß die nur moralische Unterweisung nur für auserlesene Geister paßt. Cluny hatte diese Aufgabe wohl verstanden: seine Momumente, seine Kirchen waren ein offnes Buch für die Menge; die Skulpturen und Malereien, mit denen es seine Thüren, die Frieße und Kapitäl schmückte, und die die heiligen Geschichten, die populären Legenden, die Bestrafung der Bösen und die Belohnung der Guten darstellte, zogen sicher mehr die Aufmerksamkeit der Menge an als die begeisterten Predigten des heiligen Bernhard.“ Wenn dieser die plastischen Künste als barbarische Deutung der heiligen Texte auffaßte, so stellte er sich über seine Zeit und zerriß die Bücher des Volks. Hätte man auf sie verzichtet, so hätte der mönchische Orden eines

seiner einflußreichsten Mittel aus der Hand gegeben. In richtiger Erkenntnis dieser Bedeutung der Künste riefen deshalb im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts selbst die Schüler Bernhards, die strengen Cisterzienser, Malerei und Skulptur herbei, um ihre Kirchen zu schmücken.

Mont St. Michel, das bei der Gründung durch Richard I. dem Benediktinerorden überwiesen worden war, nahm an dieser Entwicklung teil. Bei dem durchgreifenden Einfluß, den die Cluniacenser im Benediktinerorden gewannen, und bei ihrem engen Verhältnis zu den Herzögen der Normandie war es nicht anders möglich, als daß sich die von den Herzögen begünstigte Abtei der cluniacensischen Reform anschloß.

Reiche Schenkungen fielen gerade in diese Zeit. Sie beförderten den Beginn der großen kirchlichen Bauten. Von der romanischen Kirche, die um 1020 begonnen worden sein soll, stürzte 1103 das Schiff ein. Sie wurde um 1135 aufs neue vollendet und bei einem Brande vom Feuer verschont. Der Bau der Merveille soll nach dem Chronisten der Abtei Dom Huysnes 1117, nach Dom Le Roy 1121 angefangen worden sein. In die glanzvolle Zeit Roberts du Mont, in der der Berg von Königen und hohen Würdenträgern der Kirche besucht wurde, fällt dagegen nur die Errichtung des stattlichen Fremdenhauses (1164 und 1186).

Auf die weitere Ausgestaltung wirkte das Emporkommen des französischen Königtums besonders anregend. Unter der Regierung Philipp Augusts in den letzten Jahren des zwölften und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden alle großen Kathedralen des königlichen Gebiets gegründet und vielfach während der Regierung Ludwigs des Heiligen nach den neuen Plänen des gotischen Baustils bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts ausgeführt, so Notre Dame in Paris und die Hauptkirchen in Chartres, Bourges, Laon, Soissons, Meaux, Reims, Amiens, Rouen, Cambrai, Arras, Tours, Séz, Coutances, Bayeux. Das weckte den Wettstreit. In St. Michel wurden die schon unternommenen Bauten in erstaunlich kurzer Zeit beendet. Um 1215 war man mit dem ersten Stockwerk der Merveille zu Ende, und man machte sich an den Bau des Rittersaals. Unter Raoul de Villehieu (1225 bis 1236) wurde sowohl die Merveille zu Ende geführt (Vollendung des Kreuzgangs 1228) als auch die Kirche im südlichen Teile wesentlich gefördert. Vielleicht fällt noch in seine Zeit der Bau von Belle-Chaise. Als aber im Jahre 1300 der Blitz wieder in die Kirche schlug, wurden die Mönche entmutigt. „Es scheint, sagt der Annalist, daß man nicht mehr daran denken soll, ein Kloster so prächtig zu bauen, das schon fünfmal verbrannt ist, da es ein offenes Zeichen ist, daß Gott glänzende Gebäude nicht liebt.“ Aber man machte sich trotz wiederholten Unglücks getrost immer wieder ans Werk. Die letzten größern Bauten sind die Restauration des Chors, 1450 bis 1521, und die mehrfache Ausbesserung und Erneuerung des Glockenturms. 1594 galt er als „die höchste Pyramide des Königreichs.“ 1609 wurde zum letztenmal der romanische Turm erneuert. Auch diesmal vergeblich. Öfter zerstört, ver-

danke er erst der durchgreifenden Renovierung durch die französische Regierung seine heutige imposante Erscheinung.

Die Entwicklung des Baus und der Bauteile bei der Kirche wie bei der Abtei erinnert an den Vorgang der Krystallisation: alle Teile fügen sich in organischem Zusammenhang aneinander. Es kann nicht ein Teil weggenommen werden, ohne daß das Ganze zerstört würde. Der Aufbau wahrt strengstens das statische Prinzip. Die internen Räume und Baulichkeiten sind schwer und wuchtig gehalten. Dicke massige Wände erscheinen wie eine natürliche Weiterführung der felsigen Grundlage. Niedrige, gedrungne Säulen, die fast jedes Schmucks entbehren, stützen die gewaltigen Wölbungen. Der einzige Zweck dieser Glieder ist möglichste Tragfähigkeit. Auch in den darüberliegenden Räumen überwiegen noch die konstruktiven über die dekorativen Rücksichten. Die Mauern werden etwas dünner und durch mehr Fenster durchbrochen, aber es fehlt noch die schmückende Umrahmung. Die Säulen werden dünner und höher, dementsprechend zahlreicher. Um die Kapitäle rankt sich schönes naturalistisches Laubwerk. Die Wölbungen werden eleganter. In den obersten Teilen, wo die Rücksicht auf die Konstruktion zurücktritt, entfaltet sich das Bestreben, die Mauerflächen aufzulösen und zu zerteilen, die Dekoration wird leicht und zierlich.

Beiden Bauten ist ferner gemeinsam das Material. Die französischen Architekten zogen immer die Materialien in Betracht, mit denen sie zu arbeiten hatten, und gaben jedem Bau die Form, die am besten dem verwandten Stoffe entspricht. Hier nun ist alles Granit. Durch seine Festigkeit ermöglichte er die Leichtigkeit der Anlage, zu der die malerische Erscheinung der gesamten Lokalität drängte, durch seine Härte nötigte er zu einer strengern Behandlung und zu einer einfacheren Formgebung im einzelnen. So kam hier der Stoff der herben, manchmal fast nüchternen Zurückhaltung entgegen, die schon die romanische Architektur der Normandie, besonders in den Bauten Wilhelms des Erobrers in Caen auszeichnete. Von der Überfülle und bisweilen allzureichen bildnerischen Ausschmückung der französischen Architektur hält sich die normännische frei. Die Details ersticken nicht die Klarheit der Gesamtanordnung. Die stete Betonung der horizontalen Gliederung, die an den meisten französischen Bauten hervortritt, muß hier zurücktreten; die Enge des Platzes nötigte die Richtung nach oben auf. Konsequent bringt jedes Bauglied, das an der Basis des Gebäudes wurzelt, durch alle Hindernisse bis zum Gipfel des Gebäudes empor.

Im einzelnen besteht die Kirche aus der Krypta und der eigentlichen Kirche. Die Krypta „der dicken Pfeiler“ ist nicht, was man gewöhnlich unter Krypta versteht, sondern nur die gewaltige, auf den Felsen gegründete Substruktions des Chors der Kirche. Ihre heutige Gestalt geht auf die Wiederherstellung im sechzehnten Jahrhundert zurück. Wie festgefügte Pylonen sind die neunzehn runden Pfeiler von je 5 Metern Umfang auf achteckiger Basis aufgebaut und leiten ohne Kapitäle wie riesige Palmen in die außerordentlich

sorgfältig gearbeiteten hohen gotischen Wölbungen über. An mehreren Stellen mußten erst, daß genügende Baufläche geschaffen wurde, ausgedehnte Aufmauerungen vorgenommen werden. Denn eine ausgedehnte Kirche braucht der Berg, weniger für seine Bewohner als für die zahlreichen Gläubigen, die in immer größern Massen zu dem Wallfahrtsort strömen. Dem Zweck der Raumgewinnung war darum der ganze Plan untergeordnet. Das Schiff der Kirche besteht nach dem romanischen Grundriß aus dem Hauptschiff und zwei durch je sechs Säulen abgetrennten Nebenschiffen. Die Vierung wird von vier starken Säulen getragen. Der Chor dagegen wurde fünfschiffig angelegt mit einem Haupt- und zwei Seitenschiffen zu jeder Seite. In der Kirche fehlen die sonst in großen Kathedralen üblichen Kapellen, während im Chor an dem halbkreisförmigen Abschluß des Hauptschiffs fünf Apsiden angebaut sind. Die Säulen wurden verdünnt, die innern Stützen möglichst bescheiden angelegt, jedoch von außen viel Strebewerk angebracht. Säulen und Türmchen, Gesimse und Wimperge, das Stab- und Maßwerk überziehen besonders auf der Westseite den ganzen Bau spitzentartig.

Der im sogenannten style flamboyant ausgeführte Chor und die Apsiden gehören zu den bedeutendsten und vollendetsten der Spätgotik. Während sie nämlich in der Regel sowohl die ältesten als auch die einfachsten und festesten Teile der Kirche bilden, weil dort meist die Konstruktion der Kirche begonnen wurde, und der Druck der Gewölbe noch nicht von andern Bauteilen mitgetragen werden konnte, wurden sie hier bei der Wiederherstellung nach dem Brand im fünfzehnten Jahrhundert an das noch bestehende Hauptschiff angelehnt und konnten eine reiche Durchbildung erfahren. Sie erinnern durch ihren leichten eleganten Aufbau und die prachtvolle Dekoration in mancher Beziehung an St. Maclou in Rouen, die glänzendste Probe dieser Nachblüte der Gotik in der Normandie. Die Fenster zeigen die spätgotische bewegte Form der züngelnden Flammen oder der Fischblase; das Triforium, die um den Chor herumlaufende Säulengalerie in rosa Granit, wirkt besonders anmutig. In der Ornamentation macht sich das Streben nach größerer Naturwahrheit in den Formen der Blätter und Blumen geltend. Sie verzichtet öfter auf den engen Zusammenhang mit der zu Grunde liegenden Architektur. Ebensowenig sind mit dieser einige Einzelheiten der Ornamentation verwachsen, die von der nach Karls VIII. italienischem Zug auch in Frankreich langsam eindringenden Renaissancekunst übernommen wurden, Arabesken, seltne Blumenformen, antike Kapitäle oder der Antike nachgeahmte Köpfe. Dasselbe gilt von einigen niedersächsischen Motiven, für deren Herkunft noch der direkte Nachweis fehlt.

Von Bildwerken ist außer einigen merkwürdigen bemalten Basreliefs im Innern das Bogenfeld des Portals wohl das älteste. In naiver Weise weist es auf die Bedeutung der Kirche hin. Der Legende folgend ist der Erzengel dargestellt, wie er dem heiligen Autpert im Schlafe erscheint und seinen Finger in den Schädel eindrückt mit dem Befehl, eine Kirche auf dem Felsen zu errichten. Wer konnte noch an der Wirklichkeit des Vorgangs zweifeln,

wenn er dann in dem reichen Kirchenschatz als Hauptreliquien den Körper und das Haupt des Heiligen sah mit dem Loch im Schädel? Mahnung zu unbedingtem Glauben war der Gruß an die Pilger, wenn sie zum Feste herbeiströmten.

Wie eindrucksvoll mußten in dieser Umgebung und in dieser Stimmung die Osterzeremonien und seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Osteraufführungen wirken, deren Inszenierung in einem besondern Manuskripte beschrieben wird. Glockenklang, Jubelruf und Freudenschüsse begleiteten sie. Heute sind die Glocken verstummt, deren dreifache Aufgabe es war, die Mönche zum Gebet, die Krieger zum Kampfe zu rufen und den Verirrten Wegweiser zu sein.

Parallel zur Kirche liegt die Merveille. In drei hohen Stockwerken steigt sie über die massigen Unterbauten empor, und jedes Stockwerk enthält zwei mächtige Räume. Es liegen von Osten nach Westen: im ersten Stockwerk die aumônerie und der cellier (Keller), im zweiten Stockwerk das réfectoire und die salle des chevaliers, im dritten Stockwerk das dortoir und der cloître (Kreuzgang).

In den Unterbauten sind die bemerkenswertesten Räume die in den Felsen gehauene crypte de l'Aquilon, in der schon 1156 der Jungfrau ein Altar geweiht wurde, und das alte promenoir, ebenfalls aus dem zwölften Jahrhundert. In beiden ruhn auf niedrigen Säulen mit plumpen romanischen Kapitälchen breit ausladende Wölbungen. Eine andre Krypte diente als Kirchhof. Die Verstorbenen wurden ohne Sarg in Kalk gelegt, wie es noch heute in Italien und im Orient in vielen Klöstern Gebrauch ist, wo dann nach einigen Jahren ihre Schädel und Gebeine ausgegraben und in den schaurigen Beinhäusern gesammelt werden. Vielleicht hatte auch St. Michel seine Schädelstätte. Ebenso unheimlich berühren aber andre Räume im Felsen, zu denen man nur durch enge winklige Treppen hinabgelangt, die alten Bußzellen für die Mönche und die Gefängnisse für die spätern Gefangnen des Bergs wie La Balue und Dubourg. In denen „des kleinen Grils“ blieben die Gefangnen nur einige Tage, aber aus denen des großen Grils, engen Löchern von anderthalb Meter Länge und einem Meter Breite, kamen sie kaum lebendig wieder hervor. Welche dunkle Kehrseite zeigt das Innere des Bergs zu den glanzvollen Bauten, die auf ihm ruhn!

Das erste Stockwerk wird von der aumônerie und dem cellier eingenommen. Für den Verkehr im Mittelalter waren die mönchischen Gemeinschaften von ungeheuerem Wert. In einer Zeit, wo die Straßen wenig sicher waren, und Gasthäuser fehlten, boten sie dem Reisenden in ihrem Fremdenraum eine sichere Zufluchtsstätte und wertvolle Gastfreundschaft. In der Almosenverteilung den Bedürftigen gegenüber aber erfüllten sie in reichstem Maße die sozialen Pflichten des Christentums. Für das Kloster Cluny kennen wir noch die Gewohnheiten und genauen Vorschriften für den Almosenier während des elften Jahrhunderts: „Wie die Reiter von dem Verwalter des

Fremdenraums empfangen wurden, so die Fußreisenden von dem Almosenier. Einem jeden teilte der Almosenier ein Pfund Brot und eine genügende Menge Wein aus. Es gab alle Tage achtzehn Portionen für die Armen des Orts, denen man also ein Pfund Brot, als Zukost viermal in der Woche Saubohnen und die andern Tage Gemüse gab. Bei den großen Festlichkeiten und fünf- undzwanzigmal im Jahr ersetzte Fleisch die Bohnen. Jedes Jahr gab man zu Ostern einem jeden von ihnen neun Ellen Leinenstoff und ein Paar Schuhe. Sechs Mönche wurden für diesen Dienst gebraucht: der Majordomus, der den Armen und Gästen austeilte; der Träger der Almosen; zwei gingen täglich ins Holz mit ihren Eseln; die beiden andern hatten für den Backofen zu sorgen. Man verteilte außerordentliche Almosen. — — Außerdem verteilte man täglich zwölf Torten, jede drei Pfund schwer, an die Witwen und Waisen, die Lahmen und die Blinden, die Greise und alle Kranken, die sich einfanden. Es war außerdem Pflicht des Almoseniers, einmal in der Woche durch das Gebiet der Abtei zu gehn und dabei über die Kranken Erkundigungen einzuziehen und ihnen Brot, Wein und alles, was man vom besten finden konnte, zu geben.“ Der Mönch Udalrich fügt dann später hinzu, daß man in dem Jahre, wo er seine „ältern Gewohnheiten des Klosters Cluny“ schrieb, 250 Schinken und an 17000 Arme Almosen verteilt habe. Jedes Kloster, das von Cluny abhängig war, folgte diesem Beispiel nach Maßgabe seiner Mittel. Daß auch St. Michel diese Pflicht in reichem Maße ausübte, wie es armen Pilgern gegenüber besonders nötig war, beweist der stattliche Raum für diesen Zweck. Sechs starke runde Säulen in der Mitte teilen den Raum und tragen die hohen, leichter geschwungenen Wölbungen. In dem cellier, der der Besatzung als Eßsaal und sonst wohl als Keller diente, zeigen die Wölbungen denselben Charakter, aber zwei Reihen von viereckigen Pfeilern zerlegen den Raum in drei Abteilungen. Ausgestattet waren beide Räume selbstverständlich einst mit langen Reihen von Tafeln und Bänken für die Schmausenden.

Im zweiten Stockwerk wird in dem réfectoire, wohl dem alten Schlafsaal der Mönche, der ganze Raum in der Mitte von einer Reihe von sechs eleganten hohen Säulen durchzogen, die auf reich mit Blumen verzierten Kapitälern lustige Wölbungen tragen. In dem berühmten Ritteraal entsprechen den doppelten Pfeilerreihen im cellier darunter zwei Reihen von je sechs einfachen Rundsäulen. Wundervolle Laubgewinde bilden die Kapitäle. Von ihnen gehn in der Form von Palmenwedeln die Rippen der Gewölbe aus, die sich dann an der Mauer auf Halbsäulen aus drei Säulenbündeln stützen. Durch die breiten Fenster flutet helles Licht herein. Zwei Kamine sind interessante Beispiele dafür, daß man erst im vierzehnten Jahrhundert die Mäntel der Kamine mit Skulpturen und Basreliefs zu schmücken begann. Wie alles, was für den täglichen Gebrauch bestimmt war, waren bis dahin die Kamine mit wenig Ausnahmen sehr einfach gehalten. Der Zweck dieses Raumes war sehr verschieden. Nach der Vorschrift des heiligen Benedikt

sollte der Abt in wichtigen Angelegenheiten die Gemeinschaft befragen. Außer für Beratungen diente der große herrliche Versammlungsraum auch der Repräsentation bei Besuchen. In den kriegerischen Zeiten des vierzehnten und des fünfzehnten Jahrhunderts schloß dort die zahlreiche Garnison des Bergs. Seit der Gründung des Michaelsordens 1469 zum Kapitelsaal erhoben, sah er manches glänzende höfische Ritterfest. Später wurde er zum Aufenthaltsort für die Strafgefangenen entwürdigt. Wie in der Kirche wurden hier rücksichtslos Löcher in die Säulen gestemmt, Balken und Bretterverschlüsse für die einzelnen Abteilungen der Gefangenen gezogen, die hier Wölle spannen.

Im dritten Stockwerk liegen die leichtesten Räume. Das jetzt sogenannte dortoir enthält keine Säulen mehr. Die Mauern sind in gotische Nischen aufgelöst, die durch schmucke Säulen in der Fläche der Wand begrenzt werden. Der ganze Raum wird elastisch von einem Tonnengewölbe überspannt und wirkt sehr harmonisch als einheitliches Ganze. Er war ursprünglich der Speisesaal der Mönche, wie sich daraus ergibt, daß in einer tiefen Nische noch der für den Vorleser bestimmte Tisch steht. Während des Mahles durfte nicht gesprochen werden. Man lauschte den Stellen aus der Heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern oder Heiligenleben. Die Wirkung der Lektüre wurde durch malerischen Schmuck an den Wänden erhöht. Häufig findet sich in Refektorien der Cluniacenser das jüngste Gericht dargestellt. Man liebte es, wie es auch die byzantinische Malordnung direkt vorschreibt, von dem Laster der Unmäßigkeit und Üppigkeit abzuschrecken, und malte Szenen, in denen die Sünder bei dem Versuch, auf der Himmelsleiter zu den Engeln emporzuklimmen, ausgleiten und jählings in den gähnenden Schlund des Drachens abstürzen.

Solchen Schilderungen gegenüber mußte der Kreuzgang mit seiner heitern lebensfreudigen Kunst wie ein Paradies erscheinen. In lustige Höhe ist hier der Wandelgang für die Mönche verlegt; an anderer Stelle ließ sich dem Berge kein Raum abgewinnen. Und nur da konnte er zugleich die für den Berg höchst wichtige Funktion des Regensammlers erfüllen. Diese doppelte Bestimmung prägt sich in seiner Architektur aus. Der ganze rechteckige Raum von 25 Metern Länge und 14 Metern Breite zerfällt in den bedeckten Umgang und den Innenraum, der unter freiem Himmel liegt. Dieser ist mit Bleiplatten belegt, die sich leicht dem Rande zu neigen. Alles Regenwasser, das bei der außerordentlichen Regenhöhe des Orts sehr reichlich fällt, fließt nach dem Rande ab in Röhren und durch diese in die große Cisterne unter der Kirche.

Für den Umgang, der sich nach dem Innenraum zu in lustigen Galerien öffnet, war maßgebend, daß er auf die Wölbungen und nicht auf die Säulen des darunterliegenden Rittersaals zu stehen kam. Deshalb die außergewöhnliche Leichtigkeit der Arkaden. Das mit farbigen Ziegeln gedeckte Dach wird von 220 Granitfäulchen getragen. Hundert von ihnen, etwas roher ausgeführt, ziehn sich die Mauer entlang, durch die nur sehr enge rechteckige

Fenster Aussicht gewähren auf das tief unten brausende Meer. Die übrigen zierlichen polierten Rosensäulchen machen den Hauptschmuck der Arkaden aus. Mit ihrer gefälligen Basis stehn sie auf niedriger Mauer in zwei Reihen, aber nicht gekuppelt nebeneinander, wie sonst wohl üblich bei den italienischen Klosterhöfen, sondern im Zickzack der Eggstellung. So werden, von vorn gesehen, die Säulen der hintern Reihe nicht verdeckt durch die der vordern Reihe, sondern treten sichtbar zwischen deren Bogen. Die Kapitäle sind einfach. Über einem Ring hebt sich elastisch ein breiter Knauf, recht geeignet als Träger für die elegant profilierten gotischen Bogen. Treten so die konstruktiven Elemente in ihren edeln zierlichen Formen klar heraus, so thut es nun dem Auge wohl, wenn die Füllungen zwischen den Bogen reich belebt sind. Blumen und Blätter quellen in überraschender Naturwahrheit aus dem Stein hervor und ranken sich an die Bogen und den reichen Blumenfries, der sich wie eine Guirlande über den Bogen entlang zieht. Rosetten, Gestalten und das von einem Thron überdachte Lamm werden von Eiche und Epheu, Klee und Bärenklau, Disteln, Rosen und Blumengewinden umspielt. Und welche Farbenfülle in dem edeln Rosa des Granits, in den mosaikartigen Marmor- und Stuckfüllungen zwischen den Bogen und der zarten Bemalung im Innern des Kreuzgangs! Wahrlich, in unvergänglicher Blumenpracht eine glänzende corbeille an den heiligen Michael!

Ein Vergleich mit den italienischen Klosterhöfen läßt vermuten, aus welchem Boden diese Blüte normännischer Ornamentation gesprossen ist. Im glänzenden Kreuzgang von Monreale bei Palermo zeigen die gekuppelten Säulen, die die Spitzbogen tragen, an den Kapitälern dieselbe quellende Fülle von Blätter Schmuck verbunden mit zierlichen Reliefdarstellungen von Figuren. Und in den Kreuzgängen von S. Giovanni und S. Paolo in Rom rufen die spiralförmig gewundenen Säulenschäfte, der in den verschiedensten Farben verwandte Marmor, die reichen Kapitäle und Bogendekorationen viel mehr den Eindruck heiterster Lebenslust und stolzer Pracht hervor, als den mönchischer Abgeschlossenheit. Sollte nicht Raoul de Villegien den römischen marmorarii, die diesen Klosterhöfen ihren glänzenden vorwiegend dekorativen Charakter gegeben hatten, auch in St. Michel die so ähnliche Ornamentation übertragen haben? Bei den damaligen engen Beziehungen zwischen der Normandie und Italien lag das sehr nahe; man berief diese Marmor- und Stuckarbeiter im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wo sie zu großem Ansehen gelangt waren, weithin bis nach England. Aber wie bei so vielen bedeutenden Werken der Kunst ist der Name des ausführenden Künstlers unbekannt. Die Legende des Berges erzählt von einem Gefangnen, Gaultier, der aus irgend einem Grunde im Kloster eingeschlossen war. Um sich zu beschäftigen und zu trösten schnitt er den Stein und begann die wunderfame Arbeit. Man versprach ihm zur Belohnung die Freiheit. Aber als er sein Werk vollendet hatte, war auch seine Kraft verzehrt; er hatte seine künstlerischen Ideen nicht völlig in den Stein zu gießen vermocht und wurde darüber wahnsinnig. Vom Saut-Gaultier

sprang er in den Abgrund, der an der Seite der Merveille gähnt. Nur auf wunderbare Weise konnte dieser Künstlertraum ins Leben gerufen sein, der die Merveille, das schönste Beispiel der religiösen und militärischen Architektur des Mittelalters, krönt.

Läßt man zum Abschied den Blick von der nahen Terrasse auf all die umgebende Schönheit schweifen, umher auf den Wald von Pfeilern und Spizen, tief unten hinab auf den Fels und das brandende Meer, auf die enggedrängten Häuser und Gärten der Stadt im festen Bande der Mauer, dahinter auf die sandigen Flächen, durch die sich gleißend der Couesnon schlängelt, in der Ferne auf die duftigen blauen Hügel der normannischen und bretonischen Küste, dann versteht man den Stolz des Normannen auf dieses Kleinod. Spöttisch erklärt er den neidischen Bretonen:

Wär Normandie nicht gutes Land,
Hätt Michel sich nicht hingewandt.

Man fühlt mit dem englischen Dichter Wiffen, der begeistert ausruft: Eine Nacht in deinen hohen Mauern, o Mont St. Michel, ist für mich mehr als in Arabiens Hallen ganze Haufen märchenhafter Schätze. Deine Türme verteidigen dich noch; deine Felspyramide, Thron deines Ruhms, steigt noch zum Himmel empor; deine reiche gotische Withra krönt noch deine Stirn wie in vergangenen Zeiten — —

Lebwohl, lebwohl, Denkmal geweiht durch die Zeit!
Lebwohl, du wilde blaue normännische Bai!

Clemens Franke



Auf der Ulm

(Schluß)



Als der Förster den Geheimrat erblickte, blieb er stehn, ließ die Bahre an sich vorbei, herrschte das Volk an: Jetzt machts enk furt, gehts heim! worauf das Gefolge die Flucht ergriff, und trat zu dem Geheimrat heran, dem er kräftig die Hand schüttelte.

Dös ist eine fa—ta—le Geschicht, dös! sagte er. Wann findts ankommen, Herr Geheimrat?

Gestern abend, antwortete dieser. Was ist denn geschehn? Und wie stehts mit dem Joseph?

Ich mein, es wird so gar schlimm net sein. In der Schulter sitzt der Schuß. Aber ohne Bewußtsein ist er bereits vom Blutverlust. Der Doktor wird wohl schon unterwegs sein von Berchtesgaden. Diese Nacht, gegen zwei, schellts an meiner Wohnung. Ich spring auf und schau zum Fenster hinaus. Was giebt's, frag ich? Drunten steht der Maxl, ich hab ihn erkennen können im Mondlicht. —